

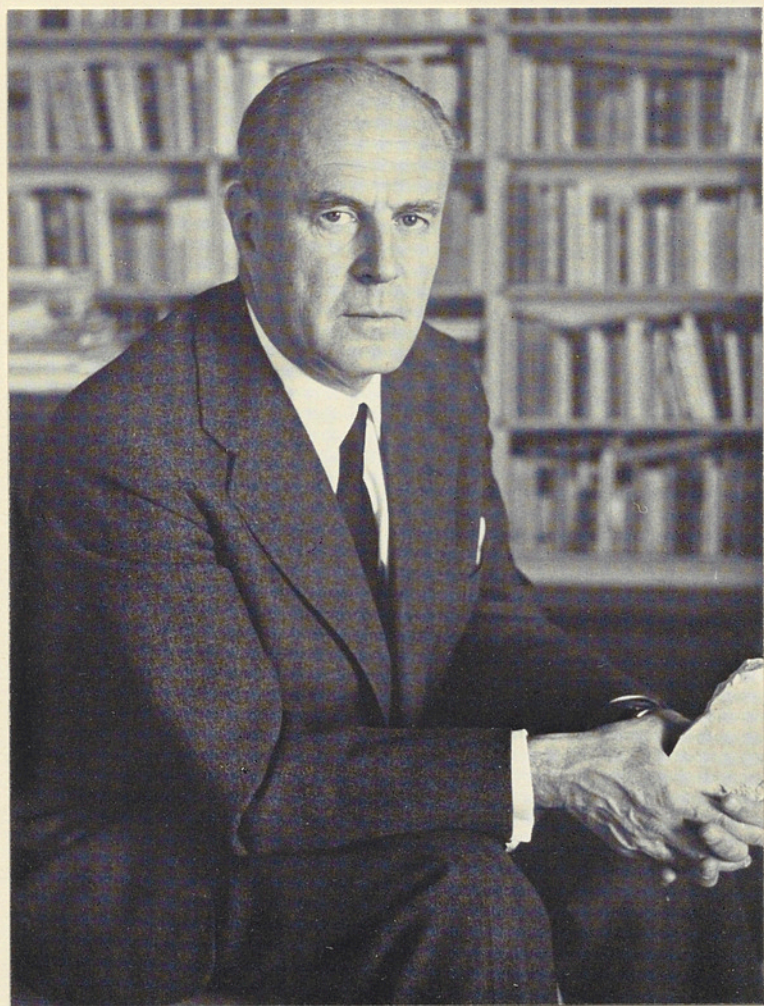
Nekr  
H  
249

Hegglin, Robert

ROBERT HEGGLIN

1907-1969







Nekr H 249

ROBERT HEGGLIN

1907-1969

ANSPRACHEN, GEHALTEN AN DER TRAUERFEIER  
AM 26. NOVEMBER 1969 IM FRAUMÜNSTER ZÜRICH

ROBERT HEGELIN

1907-1969

AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH  
INSTITUT FÜR ANTHROPOLOGIE



K2000-15151

## DR. PETER VOGELSANGER

Pfarrer am Fraumünster

Robert Marquard Hegglin wurde seinen Eltern, dem Arzt Dr. Carl Hegglin und der Mathilde geb. Durrer, als jüngstes von vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, im zugerischen Dorf Menzingen am 5. Mai 1907 zur Welt gebracht. Seine direkten Vorfahren väterlicher- wie mütterlicherseits waren Ärzte, Politiker, Handwerksleute, Offiziere; sogar der letzte Landammann der freien Republik Gersau, Camenzind, findet sich darunter; auf den Nebenlinien sind aber auch viele Glieder geistlichen Standes mit künstlerischen und geisteswissenschaftlichen Neigungen. Vor allem ragt aus ihnen hervor der Bruder der Mutter, Dr. Robert Durrer in Stans. Nach diesem Onkel war der Heimgegangene getauft, einer einzigartig originellen und genialen Gelehrten-gestalt der Innerschweiz, die lebenslang allen Verlockungen widerstand und die bescheidene Stellung eines nidwaldischen Staatsarchivars mit freier Wissenschaft verband, um in dieser Unabhängigkeit hervorragende historische Werke zu schaffen, aber auch künstlerischen Neigungen zu leben. Viel von der geistigen Schlagkraft und inneren Unabhängigkeit wie Energie ist von diesem Onkel auf den Neffen übergegangen. Es ist wichtig, auf diese Verwurzelung des Verstorbenen in der zugerischen und innerschweizerischen Tradition hinzuweisen, wenn man sein Wesen und seine geistige Formung verstehen will. Denn zu ihr hatte er lebenslang ein ambivalentes Verhältnis, einerseits war er ihr tief verpflichtet und dankbar, kehrte immer wieder zu ihren Quellen und Gütern zurück, wie das noch eine kraftvolle, lebendige, von schöpferischen Impulsen erfüllte Rede an die Zuger Maturanden aus dem Jahre 1961 dartut. Andererseits strebte er mit männlicher Kraft früh schon von ihr los, aus der Enge in die Weite, aus der Bindung in die Freiheit. «Geschichtliche Tradition heißt, die Normen der Väter kennen, um aus ihnen neue Gesetze zu schaffen, welche der jetzigen Situation angepaßt sind», so umreißt er diesen Standpunkt in eben jener Rede.

Vorerst aber wächst der Knabe mit seinen Geschwistern in einem wohlbehüteten ärztlichen Elternhaus auf. Die Eltern lassen seinen Neigungen und Entschlüssen weitgehend freie Hand. Ihre Erziehung ist nicht auf Verbot und Eindrillen allgemeiner Lebensregeln ausgerichtet, sondern auf die Förderung und Entfaltung der gegebenen Anlagen. Dabei ist diese Kindheit durch einen eigentümlichen jährlichen Wechsel des äußeren Rahmens wie der geistigen Anregung gekennzeichnet: im Sommer leitet der Vater das schon vom Großvater Dr. Peter Hegglin gegründete, weltbekannte Bad Schönbrunn mit seiner eleganten und geistreichen Klientele, in der der Knabe schon in frühesten Jahren mit Männern wie Romain Rolland oder Gonzague de Reynold in Berührung kommt und darin sein sicheres Auftreten gewinnt. Im Winter aber betreut der Vater das bescheidene Heimatdorf Menzingen mit seinem gegen die Außenwelt fest sich abschließenden Institut und seiner fast ärmlichen Bauernbevölkerung. Tief empfindet der Knabe diesen Gegensatz zwischen der so nahe beieinanderliegenden kleinen und großen Welt, und er läßt ihn mit Menschen aller Schichten lebenslang menschlich und unmittelbar verkehren und fühlen. Den späteren Niedergang von Bad Schönbrunn, das dem Wechsel der Mode und dem Ersten Weltkrieg zum Opfer fällt, erlebt er schmerzlich, zumal er mit dem frühen Tod des Vaters verbunden war: 1924 stirbt Dr. Carl Hegglin wie schon der Großvater mit noch nicht 60 Jahren an einem Leiden, das der später selbst zum Arzt herangereifte Sohn als hereditär erkennen muß.

Jetzt erst recht strebt der Junge heraus aus dem engen Raum der Heimat. Die Schulen – die Primar- und Sekundarschule in Menzingen und die Kantonsschule in Zug – durchläuft der Hochbegabte ohne Mühe, aber auch ohne tieferen Eindruck. Ein wenig sarkastisch bemerkte er später, er sei fast versucht, das Lob der schlechten Lehrer zu singen. Denn dadurch, daß sie zwar weder viel gaben noch forderten, aber alle einen gutartigen Charakter hatten, war es ihm ermöglicht, seinen eigenen Interessen nachzugehen. Diese waren eindeutig naturwissenschaftlicher Natur und tendierten mit Selbstverständlichkeit auf die



Medizin hin. Aber zugleich hat er lebenslang an einer umfassenden geisteswissenschaftlichen Bildung gearbeitet, das Auseinanderfallen der beiden Triebe unseres abendländischen Denkens und Forschens und deren Aufzweigung ins Spezialistentum bedauert und bekämpft. – Es war in jenen heftigen entscheidenden Jahren des Wachsens, da er auch mit heftigen religiösen Kämpfen fertigzuwerden hatte. Anschaulich beschreibt er, wie er als Kantonsschüler in der Zuger Oswaldkirche oft an der Wand den Satz aus dem Johannesevangelium lesen mußte: «Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet.» Obwohl er im Johannesevangelium natürlich wesentlich anders gemeint ist, versteht ihn der Junge im Sinne einer Verdammung dessen, der nicht den korrekten Lehrglauben seiner Kirche besitzt, und gegen solchen Zwang lehnt sich das jugendliche Herz, das von Zweifeln und Problemen erfüllt ist, mit Vehemenz auf. Wiewohl er sich bewußt ist, wie schwer dieser Bruch mit der entscheidenden geistigen Macht seiner Heimat und mit der alten Familientradition ist, vollzieht er mit 19 Jahren den Austritt aus der katholischen Kirche, um sich seine eigene und individuelle, von Skepsis und Widersprüchen nicht freie, im Grund aber tiefreligiöse Weltanschauung zu schaffen. «Es war schwer, dem eisigen Wind der Ungewißheit gegenüberzustehen. Aber ich entschloß mich, nichts anzunehmen, wofür ich nicht gute Gründe hatte, die das von allen Seiten Geprüfte als das Wahrscheinliche erkennen ließen», sagt er in knappen persönlichen Aufzeichnungen. Und im Gespräch ist er immer wieder auf jenen für sein inneres Wohl entscheidenden Schritt der Jugendzeit zurückgekommen. Wie er aber diese eigene Weltanschauung in ihrem Kern versteht, faßt er in jener Maturarede vor ein paar Jahren in die Sätze zusammen: «Die Menschlichkeit, die Verantwortlichkeit, das Wissen um das göttliche Gesetz, den Sinn des Leidens, die Befreiung durch Freude müssen den Wissenschaftler zur Persönlichkeit formen, sonst bleibt der Mensch nur eine Maschine, ein Werkzeug, ein Vollzieher fremder Befehle.»

Dieses geistige und ethische Ziel der Persönlichkeit mag ihm damals noch nicht so klar vor Augen gestanden haben. Es um-

schreibt aber nahezu vollkommen, was er selber unter Kämpfen, energischem Streben, unermüdlichem Forschen und Arbeiten geworden ist. Dieses Werden vollzieht sich zunächst im Medizinstudium auf den Universitäten Genf, Zürich, München, Berlin und Paris. Er empfindet den Eintritt ins Studium als Schritt in eine neue große Welt, in der er vor allem mit naturwissenschaftlich denkenden jungen Menschen zusammentrifft.

Am engsten befreundet er sich mit Otto Nägeli, dem frühverstorbenen Sohn seines späteren großen Lehrers an der hiesigen medizinischen Fakultät. Am Sterben dieses jungen Freundes erlebt er zum erstenmal beides: den Schmerz über das irdische Ende einer tieferen Geistesgemeinschaft und das Gefühl des Ungenügens in der Verantwortung für einen mit seinen Zwiespälten ringenden Mitmenschen. Beides hat ihn tief getroffen und ihm jenen auffälligen ersten Zug aufgeprägt, der alles Menschliche dem Wissenschaftlichen und Fachlichen in der Medizin resolut voranstellte.

Über seinen brillanten Aufstieg und seine großen und bleibenden Leistungen in der medizinischen Wissenschaft und Kunst werden uns aus nächster Sicht in dieser Stunde sein Kollege, Herr Rektor Töndury von der Universität, und sein enger Mitarbeiter, Herr Oberarzt Ganzoni von der Medizinischen Poliklinik, berichten. Wir beschränken uns daher in diesem Bild nur darauf, die äußeren Daten festzuhalten: 1932 schließt er das Medizinstudium mit dem Staatsexamen ab; es folgen Jahre der Weiterbildung und der Assistenz vor allem unter den Professoren Nägeli und Löffler, deren mittelbarer Nachfolger und zugleich Weiterführer ihres Lebenswerkes er wird; von 1945 bis 1954 führt er in Zürich eine Privatpraxis für Innere Medizin, und in intensivster Anstrengung, freilich über außergewöhnliche Arbeitskraft und schöpferische Intelligenz verfügend, schreibt er dabei das große Lehrwerk über die Innere Medizin, das seinen Namen in der ganzen Welt bekannt gemacht hat; von 1954 bis 1958 ist er Chefarzt für Innere Medizin am Kantonsspital St. Gallen, und endlich wird er 1958 als Ordinarius für Innere Medizin

und Direktor der Medizinischen Poliklinik an die Universität und an das Kantonsspital Zürich berufen.

Es ist schwer, nein, schlechterdings unmöglich, den Menschen Robert Hegglin, der in all diesen Aufgaben und Leistungen sich entfaltete und kundgab, in ein paar Zügen zu erfassen. Dazu war er selbst zu komplex, um nicht zu sagen abgründig. Die kraftvoll männliche Erscheinung, der ungeheure Arbeitsimpetus, das gleichzeitig mitreißende und beunruhigende geistige Streben, das nirgends Halt machte, immer wieder alles in Frage stellte und überprüfte, der freie Mut, mit dem er seine Ansichten und seinen Willen manchmal fast brüsk oder bewußt herausfordernd kundgab, nicht um zu verletzen, sondern um zu stimulieren und aus langweiliger Ruhe und Geistessträgheit aufzuschrecken: das alles überdeckte und überspielte ein im Innersten zartes, empfindsames Wesen, das nur gelegentlich, dann aber überraschend und ergreifend herzlich in einer persönlichen Bemerkung im Gespräch durchblitzte. In der Pflichterfüllung forderte er von seinen Mitarbeitern und Untergebenen nicht nur den rastlosen Einsatz, sondern lebte ihn vor. Und immer stand ihm in seinem leidenschaftlichen ärztlichen Ringen mit der Krankheit der Mensch und die Einordnung der Krankheit ins menschliche Schicksal im Vordergrund. Indem scheinbar unbeirrbar der Blick auf die Sache, das Symptom und seine Hintergründe gerichtet war, war er doch unablässig mit der persönlichen Frage beschäftigt: Was spielt diese Krankheit für eine Rolle im Leben dieses Menschen? Dieselbe Frage bewegte ihn aber auch in bezug auf die ganze Problematik des menschlichen Daseins und in bezug auf sein Verhältnis zu den Mitmenschen. Dabei hatte er es nicht leicht – so mittheilsam und schlagfertig er war –, sein eigentliches Wesen ändern aufzuschließen. Aber wer auch die Härte seines Urteils oder die Unbedingtheit seiner Forderung fürchtete oder ablehnte, mußte die unerhörte Aufrichtigkeit seines Charakters bewundern. Am tiefsten wurde er in dieser ganzen Komplexität seines Charakters und seiner Leistung getragen von seiner zweiten Gattin Martha Marie Zehr, mit der er sich im Jahre 1950 verheiratete und die seinen Gang mit einer Ruhe,

Geduld und inneren Kraft begleitete, ohne die Robert Hegglin's Wirken und vor allem auch das tapfere Durchstehen der schweren letzten Jahre schlechthin undenkbar wären. Sie gab seinem unruhig stürmischen Herzen jene Ruhe und jenen Glauben an sich selbst, in denen er sich immer wieder zurecht fand. Von hier aus konnte er auch seinen Kindern aus der ersten Ehe ein bei aller strenger Forderung doch unendlich großzügiger und weitherziger Vater sein. Es war gewiß nicht immer leicht, der Sohn oder die Tochter eines solchen Vaters zu sein; aber es war nicht nur erdrückend, sondern auch beseligend und begeisternd, an seiner Seite oder in seiner Nähe zu leben. Vielleicht kam das am ergreifendsten zum Ausdruck in den letzten Jahren, die von Krankheit überschattet waren. Jener Herzinfarkt vor dreieinhalb Jahren hat Robert Hegglin tief getroffen, wahrhaftig nicht nur physisch, indem er darin untrüglich das Mahnzeichen seiner Natur sah; sondern noch mehr geistig und seelisch: daß er von der Krankheit befallen wurde, der sein lebenslanger Kampf gegolten hatte, ließ ihn nicht nur die Grenze jeder ärztlich-forscherlichen Bemühung schmerzlich erkennen, sondern in dunklen Stunden selbst am Sinn dieser Bemühung zweifeln. Dafür wurden ihm in diesen Zeiten einer seiner Natur so schwer tragbaren aufgezwungenen Ruhe ganz neue Seiten ins Licht gehoben: er entdeckte im herrlich gelegenen Ferienhaus seiner Frau im Wallis seine Freude an den Bergen, die er mir ehemals einmal unwirsch als bloße Steinhäufen bezeichnet hatte, erlebte auf der Insel Oléron im Atlantik unbeschwerte Stunden des Spiels, die er früher kaum kannte, zeigte seine ganze versteckte Zärtlichkeit, die er Menschen nicht offenbaren konnte, seinem geliebten Hund, während er die Geselligkeit unter Menschen fast ganz mied.

Aber diese Jahre der Bedrohung haben seinem Wesen doch deutlich einen andern, ernsten, distanzierten Zug gegeben, einen leidvollen Zug aufgeprägt, auch wenn er dankbar war, daß er die geliebte Arbeit in der Klinik Schritt für Schritt wieder aufnehmen und mit neuer Meisterschaft bewältigen konnte.

Nun ist Robert Hegglin aus diesem Wirken und Leiden ganz plötzlich dahingeshieden. An einem Aortariß ist er in seiner Klinik am letzten Samstagmorgen, den 22. November, gegen 10 Uhr zusammengesunken, und jede Hilfe seiner ihm treu ergebenden Mitarbeiter kam zu spät. –

Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Er lasse ihn ruhen in Frieden.

Heute vor einer Woche nahm unser Kollege Robert Hegglin an einer langen und anstrengenden Sitzung der Medizinischen Fakultät teil. Er schien mir gut aufgelegt zu sein; jedenfalls erkundigte er sich mit lebhaftem Interesse nach dem Lauf der Dinge im Rektorat und harrte bis zum Ende der Sitzung aus. Wir sind auseinandergegangen, nicht ahnend, daß wir uns nie mehr treffen werden. In der Nacht auf den Donnerstag begann die Krankheit, welcher er am Samstag morgen, vielzu früh für seine Familie, seine Mitarbeiter, für die Universität und uns alle, erlegen ist. Die Nachricht kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel und erfüllt uns mit aufrichtiger Trauer und Wehmut. Jetzt sind wir zusammengekommen, um von ihm für immer Abschied zu nehmen. Aufrichtige herzliche Anteilnahme erfüllt uns in dieser Abschiedsstunde, aber auch Dankbarkeit für sein Leben voll selbstloser Arbeit im Dienste des Kranken, Dank für seine erfolgreiche und fruchtbare Forschertätigkeit und sein langjähriges Wirken als Lehrer und Erzieher unserer klinischen Medizinstudenten. Diesen Dank spreche ich aus im Namen des Zürcher Regierungsrates, insbesondere der beiden Herren Regierungsräte Dr. König und Dr. Bürgi, im Namen der Universität und der Medizinischen Fakultät und ihres Dekans und sicher auch in demjenigen vieler Ärzte im Lande, die in ihrem Studium oder in ihrer ärztlichen Tätigkeit von Prof. Hegglin direkt oder indirekt Hilfe, Anregung und Rat empfangen haben. Verfolgen wir noch einmal den Werdegang des Verstorbenen, dann finden wir ihn nach abgelegter Maturität in Genf, wo er seine beiden ersten Semester verbrachte. Nach Studien in München, Paris, Berlin und Zürich legte er hier sein medizinisches Staatsexamen ab. Seine weitere Ausbildung erhielt er am pathologisch-anatomischen Institut des Kantonsspitals St.Gallen und an der Medizinischen Klinik in Zürich, zuerst unter Prof. Otto Nägeli, dann unter Prof. Löffler; 1938 wurde er Oberarzt. Auf

das Sommersemester 1944 habilitierte er sich für das Gebiet der Inneren Medizin. Seine Habilitationsschrift handelte über ein Thema aus der Kardiologie, die sein bevorzugtes Forschungsgebiet blieb.

Schon während seiner Assistentenzeit wurde seine korrekte und tadellose Führung der ihm anvertrauten Abteilungen gelobt. Dank seiner hohen Intelligenz, seiner raschen Auffassungsgabe und seines klaren Denkens wickelte sich die Arbeit rasch und reibungslos ab. Auch nahm er sich jüngerer Kollegen in zuvorkommender Weise an und war immer bereit, diese zu fördern und ihnen zu helfen. Deshalb genoß er unter den Mitassistenten, aber auch in ärztlichen Kreisen ein sehr hohes Ansehen.

1945 verließ Hegglin die Klinik und eröffnete in Zürich eine Praxis als Spezialarzt für Innere Krankheiten und Kardiologie. In den folgenden Jahren bis zu seiner Wahl als Chefarzt der Medizinischen Klinik des Kantonsspitals St.Gallen arbeitete er trotz seiner Privatpraxis und der Tätigkeit als Konsiliariums wissenschaftlich weiter und legte die Grundlage für seine größte persönliche Leistung, das Buch über die «Differentialdiagnose innerer Krankheiten», das 1952 in erster Auflage erschien und eine begeisterte Aufnahme fand. Vor kurzem erschien die elfte Auflage, die über 1000 Seiten umfaßt und seine universellen Kenntnisse in allen Gebieten der Inneren Medizin widerspiegelt. Conrad Maier schrieb in seinem Erinnerungswort in der «NZZ» vom 24. November 1969: «Es charakterisiert bis aufs letzte den Verfasser, der rasch das Wesentliche hinsichtlich der Diagnose einer Krankheit erkennt und daraus die entsprechende Behandlung ableitet.»

Robert Hegglin stand in vorderster Reihe, als es galt, einen Nachfolger für Prof. Rossier zu wählen, der 1957 die Leitung der Medizinischen Poliklinik mit derjenigen der Medizinischen Klinik vertauschte. Er wurde von der Medizinischen Fakultät unico loco vorgeschlagen. Im Gutachten wurde hervorgehoben, daß Hegglin ein sehr gewissenhafter Forscher, besonders auf dem Gebiete der Kardiologie sei, wo er mit einer Reihe origi-

neller Arbeiten hervorgetreten ist. Hegglin's Buch wurde als ein voller Erfolg bezeichnet. Er wird aber auch als einer der hervorragendsten Kliniker am Krankenbett charakterisiert, der über eine profunde Allgemeinbildung verfügt und in souveränem Umgang mit Mitarbeitern und Assistenten eine ruhige und doch anregende Atmosphäre gewährleistet.

Hegglin trat den neuen Wirkungskreis am 1. Februar 1958 an und hat in der kurzen ihm vergönnt gewesenen Zeit der Poliklinik zu hohem Ansehen verholfen.

Als Polikliniker kamen ihm seine Erfahrungen in der Privatpraxis sehr zugute. Zusammen mit seinem Mitarbeiterstab hatte er aber nicht nur die Patienten zu betreuen, ihm war auch der Unterricht der Kliniker in höheren Semestern anvertraut. Für Fragen des Studiums und seiner Gestaltung hat er sich besonders interessiert, und es war selbstverständlich, daß er als Delegierter der Medizinischen Fakultät Mitglied der Interfakultätskommission für Studienfragen wurde und in dieser Kommission als einflußreiches Mitglied intensiv mitarbeitete. Er scheute nicht die Mühe, in seinem Unterricht neue Methoden zu erproben, zog Spezialisten zu seinen Vorlesungen bei und pflegte das Gespräch mit diesen und den Studenten. Auch vom Film, Fernsehen und anderen Hilfsmethoden machte er Gebrauch. Es lag ihm sehr viel daran, gut ausgerüstete und orientierte Studenten im Staatsexamen zu haben. Er war ein korrekter und geduldiger Examinator.

Der Medizinischen Fakultät hat er unzählige Dienste geleistet, indem er in vielen Kommissionen tätig war und dank seines klaren Urteils maßgeblich bei Vorschlägen für Berufungen beteiligt war. Das letzte Gutachten galt der Besetzung des Lehrstuhles für Pathophysiologie – er überreichte es am letzten Mittwoch. Auf das Amt des Dekans für die Periode 1966–1968 hat er aus gesundheitlichen Gründen verzichtet. Der Universität hat Hegglin als Mitglied und kurze Zeit als Präsident der Forschungskommission des Schweizerischen Nationalfonds gedient. Robert Hegglin war von ganzem Herzen Mediziner und Arzt. Er lebte fast ausschließlich seinem Berufe. Seine menschliche



Art, sein Takt und Feingefühl und besonders seine überlegene und entschiedene Haltung am Krankenbett wurden von den Patienten, aber ebensowohl von ihren Angehörigen hoch geschätzt und mit Dankbarkeit entgegengenommen. Sein Realismus und seine Abneigung gegen leere Phrasen sind nicht immer verstanden worden. Hinter einer gelegentlich etwas allzu rauhen Schale versteckte sich aber ein sehr sensibler Mensch.

Leider waren die letzten Jahre durch Krankheit getrübt. In seinem Dankesbrief an den Rektor für die Gratulation zu seinem 60. Geburtstag schrieb er am 23. Mai 1967: «Ich bin krankheits- halber noch immer weitgehend behindert, das zu leisten, was die Universität und meine Stellung von mir verlangen. Ich hoffe aber, daß ich diese Behinderung überwinde und daß sich meine Gesundheit wieder festigen möge.» Leider war er viel kränker, als wir alle es vermuteten. Es handelte sich um ein progredientes Leiden, das seinem Leben ein allzu frühes Ende setzte.

Für alles, was Robert Hegglin für die Universität, die Medizinische Fakultät und die Poliklinik geleistet hat, danken wir ihm von Herzen.

In seiner «Differentialdiagnose» hat sich Hegglin ein Denkmal geschaffen, das ihn lange überleben wird. In der Einleitung zur 11. Auflage hat er uns gewissermaßen sein geistiges Testament hinterlassen, das besonders unserer jungen Generation ans Herz gelegt werden soll. Dort heißt es: «Das beglückendste Erlebnis dieser Zeit ist die Feststellung, daß das Wissen über den Menschen sich stetig mehrt. Unbekümmert um die sie umgebende Wirrnis arbeiten ernste Männer aller Nationen, aller Lager und aller Altersklassen unablässig und fasziniert an der Mehrung unserer Erkenntnisse. Zwar sind für die Differentialdiagnose die naturwissenschaftlich-technischen Grundlagen entscheidend, aber sie kann ebensowenig auf das Wissen über die Stellung des Menschen in der Welt verzichten, wenn wir die psychosomatischen Reaktionen und die emotionelle Beeinflussung von Krankheiten, seien sie funktionell oder organisch, verstehen und richtig einschätzen wollen. Zwischen diesen beiden Kulturen, der

naturwissenschaftlich-technischen, die uns das Wissen über den Menschen vermittelt, und der philosophischen im weitesten Sinne, welche sich mit dem Wissen über die Stellung des Menschen in der Welt und seinen sich daraus ergebenden Verpflichtungen und Begrenzungen befaßt, klafft noch immer eine unüberbrückte Lücke. Die beiden Kulturen, welche unser heutiges Dasein bestimmen, haben sich nicht gleichmäßig entwickelt. Aber einst wird dem hippokratischen Wunschbild des philosophischen Arztes auf höherer Ebene wieder mehr Achtung geschenkt werden – und dann wird der zukünftige Arzt nicht nur auf das Schicksal des Einzelnen, sondern auf den Gang der Geschichte überhaupt wieder entscheidenderen Einfluß nehmen können.»

Wie für manchen Schüler Robert Hegglin erfolgte meine erste Begegnung mit dem Lehrer in der Anonymität des Werkes über die Differentialdiagnose. Wegen der Klarheit, der Fülle des Vermittelten und der klinischen Unmittelbarkeit liebten wir dieses Buch. Die Arbeit als Assistent im Kantonsspital eines Bergkantons wurde Anlaß zur zweiten Begegnung. Im Sprechzimmer des Chefarztes hing das Bild Robert Hegglin. Von hier führte der Weg nach Zürich in die Nähe der Person, die ich aus der Sicht des verehrenden Schülers als Lehrer, Arzt, Forscher und Menschen zu zeichnen versuche.

Es war die Lebendigkeit, die Initiative, die Freude zur Entscheidung auf der Grundlage des sich stets mehrenden und geordneten Wissens, was am Unmittelbarsten auf die Umgebung von Robert Hegglin einwirkte. Die Fülle der Ideen und der Drang zu ihrer Realisierung, die nie versiegende Arbeitskraft, gepaart mit der steten Bereitschaft, andere Meinungen, nach kämpferischer Auseinandersetzung, entgegenzunehmen, schuf eine Atmosphäre glückbetonter, auf das Kreative hingereicherter Arbeit. Robert Hegglin war kein Vorgesetzter, der Regeln aufstellte; er war richtungsgebend und großzügig, und der Gebrauch autoritärer Mittel war ihm völlig fremd. Ein solcher Mittelpunkt mußte Magnet sein für Mitarbeiter verschiedenster Färbung, die grundsätzlich Ähnliches suchten: die Realisierung der eigenen Möglichkeiten. So entstand ein Team, welches, getragen vom Geiste des Chefs, in kollektiver oder selbständiger Arbeit dem Vorbild nachzuleben trachtete.

Im Zentrum dieser gemeinsamen Bemühungen stand der Mensch, der Patient. Das Verhältnis unseres Lehrers zum Kranken war beispielhaft, für mich persönlich beispiellos. Augenblickliches und bleibendes Vertrauen auf der einen Seite, Hingabe auf der anderen, kennzeichneten diese Beziehung, die sich während einer Demonstration im Hörsaal gleichermaßen ein-

stellte wie bei der Begegnung unter vier Augen. Es sind Unzählige, die heute Robert Hegglin danken für die Hilfe, die sie bei ihm gefunden haben. Wo lagen die Wurzeln dieser Beherrschung der ärztlichen Kunst? Sie fußen nach den eigenen Worten Robert Hegglin nicht im Erlernbaren, sondern in der Persönlichkeit des Arztes (Differentialdiagnose, 11. Auflage, Seite 26). Der Voraussetzungen sind viele: Bewußtsein zur Pflicht, fachliches Wissen und Bescheidenheit sind einige davon. Der Lieblingsautor Robert Hegglin läßt manches verstehen. Es war der römische Kaiser Marc Aurel, der Stoiker, mit seinem Buche «Wege zu sich selbst».

Die praktische Tätigkeit vermochte den Tag nicht auszufüllen. Der Drang zur Verwirklichung weiterer Aufgaben war mächtig. Nach Verlassen der Klinik und Übernahme einer internistischen Praxis entstand der Entschluß, die Differentialdiagnose der internen Erkrankungen in synthetischer Form darzustellen. Voller Bewunderung stehen wir heute vor diesem Werk, das mit ungeheurem Einsatz, getragen wohl von tiefer Leidenschaft, immer weiter gediehen ist. Wenn sich der Autor in der ersten Auflage an die Studierenden und die als praktische Ärzte tätigen Kollegen wandte, so kann diese Einschränkung für die jüngste, 11. Auflage, keine Gültigkeit mehr haben. Wohl als Letztem ist es Robert Hegglin gelungen, ein Werk zu schaffen, das sich in irgendeiner Form an jeden wendet, der mit Patienten zu tun hat, indem neben der immer vollständigeren Darstellung klinischen Erfahrungsgutes auch die jungen Zweige der Medizin, ausgehend von der Möglichkeit der Technik und der modernen Erkenntnisse der Biologie, einbezogen sind. Die Fähigkeit zur Erkennung des Wesentlichen, das genuine Vermögen, Akzente zu setzen, halfen Gelesenes, Gelerntes und Gedachtes zu einem geschlossenen Ganzen zu formen. In den Vorworten, in der Art der Widmung der Bände und in der Auswahl der so Geehrten, aber auch immer wieder zwischen den Zeilen, tritt uns der Autor in einer Art entgegen, die das rein Sachliche überschreitet. Sichtbar wird der Arzt, der um die Zersplitterung der Medizin auf Kosten des Kranken bangt, in tiefster Konsequenz

verstehend, daß Krankheit stets den ganzen Menschen einbezieht und nicht selten Ausdruck ist von Störungen, die nicht gemessen werden können. Sichtbar wird der ernsthaft denkende Mann, der erfahren hat, daß naturwissenschaftliche Erkenntnisse nicht allein, sondern nur zusammen mit der Betrachtung des Menschen als Teil eines größeren Ganzen Ziel der Forschung in ihrem weitesten Sinne sein kann. Sichtbar wird schließlich der Forscher selbst.

Neuland zu betreten, unbeschränkte Wege zu suchen, war vielleicht das leidenschaftlichste Anliegen Robert Heggglins. Aufgewachsen in einer Zeit, in der die Technik der Medizin noch kaum zur Seite stand und verpflichtet der Welt Otto Nägelis, seines klinischen Lehrers, war er in erster Linie Beobachter. Die Fähigkeit, in der gleichförmigen Buntheit der klinischen Welt das Besondere, die Ausnahme zu erkennen, gehört zu dem, was uns Schüler bis zuletzt erstaunte. Hier gründet die Entdeckung einer vererbaren Anomalie der Blutzellen sowie die Erkennung einer besonderen Form der Lungenentzündung. Robert Hegglin hat aber den Anschluß an neue, von der Technik geprägte Entwicklungsrichtungen der Medizin nicht verfehlt. Er ist selbst Experimentator geworden und hat in der Wahl und der Förderung seiner Mitarbeiter sowie in der offenen Aussprache immer größeres Verständnis gezeigt zu Tendenzen der Forschung und der klinischen Praxis, die ihm lange fremd geblieben waren. Robert Hegglin zeigte sich dem stürmischen Wandel der Welt unserer Zeit gewachsen.

Heute nehmen wir Abschied. Unserem Chef war es fremd, Dank entgegenzunehmen und gelobt oder geehrt zu werden. Das Geleistete schien ihm selbstverständliche Pflicht, die Arbeit allein brachte ihm die Bestätigung. Zweifel saßen tief und konnten nicht von außen beseitigt werden. Menschlichen Worten ist Robert Hegglin aus dem Weg gegangen. Auch während seiner Krankheit hat er nie Trost gesucht. Seltene Momente waren es, die in der direkten Begegnung das Tor zum Menschen Robert Hegglin öffneten und einen Mann, Vorgesetzten, Freund erblicken ließen, der sich mit seiner Aufgabe und seinen Mitarbeitern

auf das Persönlichste verbunden fühlte. Großzügigkeit, Lauterkeit und Versöhnlichkeit waren direkter Ausdruck der Liebe, die ihn mit den Mitmenschen verband.

Robert Hegglin hat vor Jahren die Aufgaben erkannt, deren Lösung für die Neugestaltung von Lehre, Forschung und Organisation der Hochschule dringende Notwendigkeit geworden sind. Das Schicksal hat es ihm verwehrt, den Weg der Neugestaltung mit alter, ungebrochener Kraft zu beschreiten. Das Bestreben dieses Mannes, der der Sache diene, ist Verpflichtung für jene, die die Nachfolge antreten.

Es lag im Wesen des Verstorbenen, daß manche ihm nie sagen konnten, was sie bewegte. Wenn ich jetzt danken darf, stellvertretend für die vielen, die ebenso Grund hatten, möchte ich die Schuld, die die Menschen immer empfinden, wenn einer der Ihrigen plötzlich nicht mehr lebt, für alle mindern.

Es ist der Dank für das übermittelte Wissen, der Dank für die Möglichkeit der Begegnung mit diesem einzigartigen Menschen, der Dank für das Verständnis der eigenen Anliegen und der Dank für das erlebte Beispiel eines tapferen Mannes.

